

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

62 (14.3.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Was ist ein Kultur-Bolschewist?

Herr Gstoifinger ist auch ein Nazi

Von Peter Scher

Gestern verwickelte mich der Feindständer Gstoifinger vom Kultur-Bolschewist, bei dem wir die gute Allgäuer Butter besaßen, in ein privates melancholisches Gespräch. Zur bequemeren Fortsetzung desselben hat er mich in sein Privatkontor, in dem unmittelbar unter dem gemalten Ornatbild ein großes Sofa mit einem roten Samtbezug steht, gelockt. Ich saß auf dem Sofa, er saß auf dem Stuhl. „Nun, sind Sie so, Herr Gstoifinger?“ fragte ich mit einer Handbewegung nach dem erwähnten Zimmerrahmen. „Unter dem gemalten Bild mag sich das nicht übel!“

„Nun, sind Sie so, Herr Gstoifinger?“ fragte ich mit einer Handbewegung nach dem erwähnten Zimmerrahmen. „Unter dem gemalten Bild mag sich das nicht übel!“

„Nun, sind Sie so, Herr Gstoifinger?“ fragte ich mit einer Handbewegung nach dem erwähnten Zimmerrahmen. „Unter dem gemalten Bild mag sich das nicht übel!“

Ordnentlich lernen, aber ich möcht' ihn auch nicht da herin lassen, a bissel etwas höheres soll er schon werden, ich mein' allaweil, wie denken Sie...“

Er drückte und flüsterte, aber schließlich rückte er geradezu mit der Frage heraus: „Gelln S', Kultur-Bolschewist ist so etwas wie Hochbau-Ingenieur?“

„Beileidlich“, sagte ich verblüfft, „man könnte es vielleicht so ähnlich erklären.“

„Und ist es — ist es ein gutes Geschäft? Ich mein', daß es was Ordentliches sein muß, das sich i' an Jähren, meine Hochachtung, alles was recht ist, aber gestatten Sie mir die Frage: Tragt es genügend — ich meine, ich weiß ja, nehmen Sie es mit nicht übel —“

Er geriet ins Stottern und verblüffte erötend.

„Ich erwiderte wahrheitsgemäß: „Ein so gutes Geschäft wie denen ihrs' — Handbewegung nach dem Pfefferluchentanz — „ein so einträgliches Geschäft ist es nicht, Kultur-Bolschewist zu sein — aber sicherer ist es auf die Dauer gewiß.“

„Meinen Sie?“ sagte Herr Gstoifinger, und es war ihm anzu merken, daß er den Gedanken mit Sympathie begrüßte. „Aldann werde ich aufhören, daß ich den Rosbaum, den aus' ichamten, a bissel mehr in so was hineinbringe, denn das mit dem ewigen Krach und Standal mag ich ums Verrecken nicht!“

„Aber Herr Gstoifinger“, sagte ich, „auf den schweren harten Zeitungen deutend, wie ist das nachher mit der Zeitüre da?“

„Das ist ganz etwas anderes“, erwiderte er, „das ist für die Unterhaltung. Was den Beruf betrifft, bin ich fürs Rechte.“

„Ich machte mit meine Gedanken über die Verwirrung, die in diesem bescheidenen Feindständer angedrückt worden war und gab meiner Zuerstlichkeitsmeinung Ausdruck, daß es Herrn Gstoifinger zellungen möge, seinen Sohn zu einem braven Kultur-Bolschewisten heranzubilden.“

„Am Abend nach der Arbeit mag er schreiben und umbersiechen wie er will“, erklärte er mit väterlicher Einseitigkeit, „aber tagsüber soll er sich an Arbeit und Ordnung gewöhnen, der Rosbaum, der elendige.“

„Ich schied unter Versicherungen gegenseitiger Hochachtung. Als ich vorm Geben noch einen Blick auf das lebendige Sofa freischaute, winkte mir Herr Gstoifinger, während er die Parteilblätter sorgfältig wieder zusammenlegte, verständnisvoll zu und sagte: „Mit der Kultur — gelln S' — mit der Kultur haben die es nicht?“

„Was ich der Wahrheit gemäß und nach meinen Erfahrungen tun befähigen konnte.“

„Auf das Resultat all dieser verwickelten Erziehungsmethoden bin ich aber doch recht neugierig. Vielleicht schießt der junge Gstoifinger zum Tüchtigen Mann der Zukunft empor. Hoffentlich erlebe ich es noch, denn ich möchte dann doch auch an der Ehre beteiligt sein, ein bißchen mitgewirkt zu haben.“

Die Darsteller widmeten sich dem Werk mit genau demselben Eifer wie bei der Erstaufführung. Es ist uns eine angenehme Pflicht, dies feststellen zu dürfen. Herr Da h len legte mit vollendeter Meisterschaft die letzten und feinsten feinsten Regungen des unter der Wucht seines Schuldbewußtseins ermüdeten Franzosen bloß. Eine auch im Gestus wunderbar verhaltene Gestalt von hinreichendem sittlichem Schwung. Das Ehepaar Holberlin, vertreten durch Herrn Schulse und Frau Frauendorfer, war auf äußere und innere Vornehmheit gestimmt, und Frä. Bertram als Angelika entzückte durch ihr prachtvoll belebtes Sprechen, wie immer, wenn sie nicht deklamieren muß. Die Darsteller hatten das Ohr des Hauses bis zum Schluß und ernteten einen Beifall, der sehr schwer war.

Sonderveranstaltung: „Die Dreigroschenoper“

Es hat Mühe gekostet, diese ursprünglich nur für das „Reittheater“ gedachte Vorstellung dem Landestheater auch für die Volkshöhne abzurufen, aber das Verlangen unserer Mitgliedschaft nach diesem eigenartigen Stück war so stark, daß dem Wunsch nachgegeben werden mußte. Anfänglich hatte das Volksbühnenpublikum einige Schwierigkeiten, sich in das Werk einzufühlen; das Fremdartige daran erschwerte den Kontakt. Erst gegen Schluß schienen die Hemmungen überwunden, und es gab einen betriebligen Beifall, der bewies, daß der Gehalt der Songs sowie ihre teilweise sehr feine Musikalität in empfindlicher Gemüter fiel. Eine weitergehende Einführung des Publikums hätte dem Verständnis noch mehr gearbeitet können.

Die Dreigroschenoper ist in ihrem Kern schon eine recht alte Sache. Der englische Dichter John Gay, der hundert Jahre vor Goethe starb, schrieb im Jahre 1727 oder 1728 die „Pettier-Oper“, eine Art Singspiel mit balladestilen Einlagen, in denen er den damaligen geschraubten italienischen Opernstil verurteilen wollte. Dieser Charakter des Werks als Travestie kommt noch am Ende der Dreigroschenoper deutlich zum Vorschein, als der gereizte Macheath und seine Umgebung ihre Gefühle über die Befreiung in einer sichtlich parodierten Bravourarie hinausjucheln. Aber auch durch den Inhalt der Songs wurde die konventionelle Schöntunerei, die genante Unterhaltungsgeminnung, die moralische Heuchelei und charakologische Verlogenheit der herrschenden Operngestaltung mit schrillen Tönen aus der totgeschwiegenen Unterwelt ausgepfiffen. Die Oper zeigte eine sichtlich geschnittene Welt, die ihr Auge von allem Häßlichen vornehm abwandte, und in dieser faulen, stöckigen Atmosphäre brach Gays Pettieroper wie ein Brausewind ein. 62 Aufführungen erlebte dieses Werk hintereinander, und es hat sich leichter in England auf dem Spielplan gehalten. Natürlich erfuhr die Uebersetzung von Elisabeth Hauptmann und die nachträgliche Bearbeitung Bert Brechts tiefgehende Umänderungen, die Musik wurde von Kurt Weill neu geschaffen, und so erhielt die ganze Falschheit einen modernen Verputz, der die konstruktiven Glieder des alten Werks halb verhallt.

Was uns das Stück heute zu bieten hat, ist neben der zum Teil sehr charakteristischen Musik und den sonbareren Liebesheldenszenen die scharfe Gehalt der Songs. In diesen Liedern finden Gedanken von gelungener Formulierung, die der latenten Bürgerideologie die ganze Verachtung der Ausgehöhen ins Gesicht spucken. Schade, daß bei dem raschen Tempo, in dem diese Lieber gelangen werden, so viel von ihrem Inhalt verloren geht. Man müßte den Text dem Besucher auf den Theaterzettel drucken, wie es die „Schauburg“ tat; natürlich gibt es Menschen, die an der Art der Ausdrucksweise Anstoß nehmen. Das sind Leute, die nicht vertrauen können, wenn ihnen der Wind der Wahrheit um die Nase weht. Sie zehren dann über Wert und Kunstwert und suchen ästhetische Mängel, um das Ganze als Kunstwerk ablehnen zu können. Ein billiges Vergnügen. Ein Karlsruhe Schriftsteller, Herr Heinrich Berr, knüpfte sich z. B. in seinem neu erschienenen Buch „Die Verhaftung des fünften Standes“ gerade die Dreigroschenoper vor und stützt die Verleumdung der Verbrechermoral. Der Vers hat aber durchaus recht, denn wir kennen die Abhängigkeit der Moral von den sozialen Umständen. Der Satz hat es leichter, unbescholten zu bleiben als der Hungrige, und kein Geringerer als Schiller hat diesem Gedanken ebenfalls Ausdruck verliehen in dem Diktum, das mit „Würde des Menschen“ überschrieben ist und so lautet:

„Nichts mehr davon, ich bit' euch; zu essen acht ich, zu wohnen. Hacht ihr die Flosse bedekt, gibt sich die Würde von selbst.“

Die Aufführung, die Herr Baumhachs Meisterhand zu starker Wirkung brachte, wurde hier schon einmal erwähnt. Wir möchten nur nochmals unsern Dank abstatten dem scharmanten Gentleman-Gauner des Herrn Loebke, dessen Macheath eine unvergeßliche Schöpfung bleibt, Herrn Brand als eindringlichem Beacom, Frau Ermarth, Herrn Herz und der durch die Herren Brüter, Müller, Gröninger, Kalnbach, Doppach humorvoll verkörperten Bande von Galacendogeln, Fräulein Bertram als Polly feierte mit ihren Songs wieder Triumphe und machte sich zu Wiederholungen bequemen. Herr Keilberth leitete den musikalischen Teil mit sichtbarer Freude an der Sache.

Volkshöhne

„Der Mann, den sein Gewissen trieb“

Schauspiel von Maurice Rostand

Die Soldaten aller Länder und Zeiten haben sich in ihrem Gewissen über die Tötung des Nebenmenschen beschwichtigt gefühlt, weil diese Tötung im Krieg geschah. Und im Krieg ist das Töten erlaubt. So glauben es nicht nur Latenschützen, sondern auch berufene Krieger aller Konfessionen. Deswegen haben immer die Geisteskräfte die Heere beseligt, haben die Waffen gesegnet, haben zu ihrem Vorkriegs-Derogot um den England mit solch unumkehrlicher Gewalt vor Augen führt. Der Nationalismus, die absolute Abgabe an den Krieg, kann sich nicht auf die Bibel stützen, obwohl ichone Sagen von der Feindseligkeit in der Bibel stehen, obwohl es im 5. Gebot heißt, man solle nicht töten, und obwohl die meisten Christen erwarten wird, daß er dem Bösen nicht mit Gewalt widerstehe. Wer Theologen fragt, wie sie sich um Krieg stellen, wird die allerwertvollsten Antworten erhalten. Der Herr Kirchenpräsident von Baden hat uns gesagt, in seiner Bibel steht nichts davon, daß die Kriege aufgehört müßten, aber in der Bibel der Genossen Eder und Kappes steht doch etwas davon zu stehen. Und wenn wir hören, daß es Schicksalsparader gibt und sogar Sakramentparader, die die Sakramentparader segnen, dann merken wir, daß hier unumkehrbare Todsünde vorliegen, die sich aber offenbar alle unter dem Namen der Christlichkeit bringen lassen. Man kann eben aus der Bibel alles Mögliche herausinterpretieren. Auch hier ist der menschliche Wunsch wieder einmal der Vater der Hebräerzeugung.

Unschelloses liegt in der zufälligen Faltung der Kirche in der Friedenstrage eine der Ursachen für die Erscheinung, daß viele im Inneren religiös und ethisch eingestellte Menschen der Kirche den Rücken kehren.

Rücken kehren. Sie sind in diesem Punkte über die vor 2000 Jahren begründete christliche Ethik hinausgewachsen und verabschieden sich, Christentum, geradezu aus Kanonensünden. Ihr Gewissen ist zu versteinert, als daß sie das gegenwärtige Bürgertum und Morben der Völker mit ihrem Gottesbegriff vereinbaren könnten. Die menschliche Solidarität, der Gemeinnutz, der ein Ertrag der menschlichen Rasse ist, lehnt sich dagegen auf. Diese Auflehnung bildet den Inhalt des Dramas von Rostand. Gewiss wird man mit Recht einwenden, einen solchen Menschen über vollkommene Kriegesgewissenhaftigkeit über den einen Menschenbruder vollkommene Mord empfindet, auch wenn hier der Mord ein „legaler“ war. (Können übrigens Staatsanwälte die Gebote Gottes außer Kraft setzen?) Aber könnte es denn nicht sein, daß unter den vielen Millionen Kämpfern des Weltkrieges wirklich einer so empfindbar wie Marcel Coran? Der Dichter Rostand jedenfalls empfindet so, und wie behauptet, daß er kein Dichter war, der der Welt eine so unheimliche Dichtung schenkt hat. Rostand will die Gewissen schärfen; so wie kein Held denkt, sollten eigentlich alle denken, und so sieht geschrieben, daß bis zum nächsten Krieg nicht wirklich beträchtliche Menschenmassen sich so hoch einer hohen Auffassung aufgeschlossen haben könnten? Wir hoffen es jedenfalls und würden es als einen erfreulichen Fortschritt der menschlichen Weltung begrüßen.

Es war ein Ereignis, mit einer Dichtung von so fein filtrierter Psychologie und so geringer Handlung vor das Volkshöhnenpublikum zu treten. Es gehört Reife dazu, solche literarische Filigranarbeit zu genießen. Die Probe ist zu unserer Zufriedenheit ausgefallen, und man hat sogar Beispiele von tiefer Erschütterung und Ehrfurcht beobachtet können. Das ist auch kein Wunder. Man führe nur eine Mutter oder einen Vater, die einen Jungen im Felde verloren haben, in dieses Stück und lasse sich nachher ihre Empfindungen mitteilen.

Die Darsteller widmeten sich dem Werk mit genau demselben Eifer wie bei der Erstaufführung. Es ist uns eine angenehme Pflicht, dies feststellen zu dürfen. Herr Da h len legte mit vollendeter Meisterschaft die letzten und feinsten feinsten Regungen des unter der Wucht seines Schuldbewußtseins ermüdeten Franzosen bloß. Eine auch im Gestus wunderbar verhaltene Gestalt von hinreichendem sittlichem Schwung. Das Ehepaar Holberlin, vertreten durch Herrn Schulse und Frau Frauendorfer, war auf äußere und innere Vornehmheit gestimmt, und Frä. Bertram als Angelika entzückte durch ihr prachtvoll belebtes Sprechen, wie immer, wenn sie nicht deklamieren muß. Die Darsteller hatten das Ohr des Hauses bis zum Schluß und ernteten einen Beifall, der sehr schwer war.

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Erik Rosenfeld

Es war noch ein Restchen Milch in dem Teller, als ein Arm mit barstem Griff die Kasse packte. Ulfar folgte ihr mit den Augen; sie wurde in eine Schlinge gefestigt, niemand hatte Mitleid mit dem Naalich miuandert und zappelnden Tier. Dann zog man sie in die Höhe. Ihre Blinde klammerte sich an den Boden, ihre Beine hingen nieder wie die gebrochenen Reste eines vom Sturm verwüsten Baums, alle Bemühung, die Schlinge zu sprengen, war vergebens, nur mit Mühen konnte sie bitten, und für viele Bitten war man dankbar.

Neber den schreienden, durcheinanderlaufenden Menschen hins, drängten und unbedachtet, die kleine weiße Kasse wie ein winziger, unheimlich lebendiger Punkt.

Nur die Statistin, die die Kasse gehalten hatte und nun in einer Pose saß, als gelangweilt vornehme Dame, der keine Senkation mehr imponierte, ließ das Tier nicht aus den Augen. Die anderen Komparisten wußten noch nicht, was geschehen sollte; sie erwarteten einen Trick. Als die Aufnahme begann, das Gewirr sich ordnete, das zappelnde Tier allen sichtbar war, trat lautlos Stille ein, wie aus einem Todesstrahlung. Diese Stille, einmütig hereinbrechend und aus großer, menschenerfüllte Mitleid überdeckend, war wie Protest der Kreatur gegen die Grausamkeit an der Kreatur, die nun gehen sollte. In diesen Reiben war ein Schrei des Abgehens, viele Hände wußten aufstehen und das Tier befreien. Aber der Schrei blieb in den Reiben stehen, die Hände wurden unter den Bänken bebalft. Ein Wort, eine Geste des Unwillens, und man wurde auf die Straße geleitet, es gab ja so viele, die Statistoren wollten und die sie allem schwiegen.

Manuelberg saß in einer Loge, unter den Zuschauern, und überwachte die Ausführung der Szene, die ihm ein genialer Einfalt

Kulissen begann, sich dann aber in der Manege fortsetzen und die Vorstellung hören sollte. Ulfar führte sie zu der Kasse. Er sagte nichts. Er dachte sie nur auf. Eldrid erschrak, riss sich los; der Tod war echt. Ulfar ließ das Tuch wieder über den kleinen Körper fallen. Ulfar Augenblick lang stand Eldrid allein, ihre Hände suchten Halt, das Bild des toten Tieres flimmerte vor ihren Augen, das unheimliche Licht gläserner grüner Pupillen fiel sie an, rote Punkte tanzten über ein weißes Fell.

Dann aber traf ihr Ohr den Ruf eines Kollegen, eines Clowns, der sie herbeiwinkte, weil er ihr einen neuen Witz erzählen wollte. Noch hielt sie das Tier, aber sie machte sich los, wischte es von der Stirn, freizette es ab, ließ es hinter sich wie den Traum einer wilden Nacht.

Der Clown mußte gute Späße machen, denn sie lachte laut, bis ihr die Tränen kamen.

Tränen.

Sier hat auch der Tod sein Recht verloren, dachte Ulfar.

Das Grammophon schmetterte Tanzmusik, Eldrid wogte sich in den Hüften, die Zigarette im Mund, die Augen verfliehet, wie abwesend, wie ein Fernes, Unbegreifliches verloren. Wenn sie näher kam, alit sie durch die Rauchwolken, die Ulfars Zigarette um den Leberfessel gedonnert hatte, dann verschwand ihre Gestalt wieder und nur der Rhythmus ihrer Bewegungen sirtete im Raum. Wie sie sich so ganz an die Musik verlor, wie sie willenlos sich einsetzte wie Ulfar, eben weil sie so willenlos machte, weil sie so tyrannisch war. Nun lebte sie in dieser, für diese Musik. — Kam sie zu ihm, dann warf sie ihm einen Blick zu, wie Tänzerinnen in Filmen es im Nachhinauf tun, wenn sie zahlungsfräftigen Herren auffallen wollen. Ganz fremd war dieser Blick, ganz fremd war diese Eldrid. Ulfar sann nach; je ferner sie war, um so klarer sah er. Hatte dieses ewige Spiel mit der Plebe, dieser ewige Kampf um die Aufrechterhaltung einer sich unaufhaltsam federnden Bindung überhaupt einen Sinn? War man denn nicht ein Don Quixote, wenn man dagegen streiten wollte, daß Menschen sich wandeln mußten, wie ihre Welt es forderte?

(Fortsetzung folgt.)